

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1937**

5 (18.11.1937) Roman-Blatt

# Der Fall Coranny

ROMAN - BEILAGE  
des  
Durlacher Tageblatt  
Pfinztäler Bote  
Nr. 5

ROMAN VON MARIA OBERLIN

Copyright by Promethens-Verlag Dr. Eschacker, Größezell bei München

Angela nickt jetzt ergeben. „Ja“, sagt sie matt. „Wenn Sie meinen, daß es nötig, verändern Sie mich nur...“ Der Arzt erklärt ihr, daß Nasenoperationen im allgemeinen sehr schwierig seien. Aber bei ihr handle es sich ja nur um einen kleinen Eingriff, der Nasenthodien bräunliche nicht im geringsten geändert, nur die Form der unteren Nasenflügel um ein Winziges verjüngt zu werden. Ob sie übrigens wisse, daß man solche Operationen schon vor tausend Jahren im alten Ägypten unternommen hätte? Gestäubt, nicht wahr? Wieher die alte Sache von den Dingen, die schon dagewesen seien...

Angela hört zu. Sie wird ruhiger. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Eine Stunde später ruft sie bei Jo an. Sie wolle zwei oder drei Tage in der Klinik bleiben. Jo solle sich nicht Sorgen.

Der kleine Eingriff ist schmerzlos. Zwei Tage liegt Angela mit einem kleinen, jodastenden Verband in dem schmerzlosen Krankenzimmer, das mit blühenden Blumen, geschmackvollen Bildern recht gemütlich und anheimelnd wirkt. Am dritten Tag geht sie hinüber in den Friseur salon von Madame Bourray. Zwei schlaffe, träge Hände waschen und seifen sehr energisch das Haar. Es wird entfärbt, hängt eine Weile fast weiß um Angelas Kopf. Dann kommt die Farbe, ein schmutzgelbes, dem Gemisch von Rotbraun und Grau. Scharfer Salzwasserdampf und Hennegeruch. Dann Kopfmassage und duftende Seife.

Das Haar trocknet. Es ist vorzüglich geworden. Glanz und Weichheit hat es behalten, leuchtet in tiefem, sattem Bucherrot. Die Brauen werden verändert, die Wimpern verlängert, der Mund zart geschminkt.

Madame Bourray steckt ab und zu den Kopf herein. Später steht Angela in einem der kleinen Salons und probiert Kleider an. Sie hat sich früher gern gut angezogen, aber jetzt — diese raffinierte, ausgeglichene Eleganz will ihr gar nicht zugehen.

Madame Bourray leiht selbst ihre Veränderung. Sie hat Beschreibungen zu einem eleganten Modestoff. Sie schaut ab und zu nach, als Angela nach dem Haartrocknen freier wird.

Es ist Abend geworden, als alles fertig ist. Eine kleine Gehilfin führt sie in ein klarer ausgesattetes Zimmer mit großem, bis zum Fußboden reichenden Spiegelglas. Madame Bourray hat sie allein gelassen und so überläßt sich nun Angela der Prüfung ihres neuen Menschen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Maskerade sehr gut gelungen ist. Zwar sind es noch ungefähr die Züge der alten Angela Burg. Aber das Neue an ihr ist doch so stark, daß sie ganz und gar verwandelt aussieht. Wesentlich trägt das Haar dazu bei. In tiefen, buchtenroten Wellen schmiegt es sich in die Stirn, der schräge Scheitel gibt dem Gesicht etwas Kindliches, Koterisches. Drei sorgsam in die hohe Stirn gekämmte Wellenbäcker sind fremd und verändern es noch mehr. Ganz gerade, griechisch streng verläuft die Nasenlinie. Angela erschrickt fast über die kühle Strenge ihres Profils. Ruder und ein wenig Rouge, sorgsam geglättete Brauen verstärken noch die Wirkung. Doch mehr tritt die Fremdheit durch die Kleidung hervor. Angela trägt ein Strahlenkostüm. Es hat nicht den sportlichen Stil, den sie sonst so sehr liebt. An den Hals ringelt sich ein Besatz von weichem goldfarbenen Fuchs, das tiefe Dunkelblau des Kleides ist in weichen Linien, sehr damenhaft, sehr weiblich, um die schlaffe Gestalt gelegt. Der Hut zeigt die neueste Modelllinie: groß, flach, mit niedrigem Rand, in sehr anmutiger Form sitzt er auf dem buchtenroten Haar.

Angela steht da und sieht sich an. Sie möchte keine Frau sein, um nicht zu empfinden, daß sie durch diese Veranbarung sehr schön geworden ist. Aber es will sich keine Freude regen. Diese elegante Frau da... da ist nichts mehr von der frohen, lebensbejahenden heiteren Angela. Das ist eine elegante Frau von Welt, hinter deren schöner, gepflegter Erscheinung sich ein Geheimnis verbirgt. Ihr Gesicht wird hart und scheint schmaler als sonst. Niemand soll das Geheimnis wissen, nicht eher, als bis ihr Ziel erreicht ist...

Madame Bourray nimmt draußen Angelas Scheid entgegen. Sie begleitet die Kundin bis zur Türe, gibt ihr Anweisungen und Mittel, wie das Haar zu pflegen ist, drückt ihr noch ein paar Prospekte ihres Institutes in die Hand. Dann sieht Angela draußen auf der brandenden „Lanzenlinie“. Es ist Abend. Lichterflut aus den Schaufenstern, Seide, Spitzen, Perlen... elegante Frauen, flatternde Männer. Viele Blicke folgen ihr. Sie sieht hochmütig darüber hinweg. Sie schaut einen Taxichauffeur mit dem Koffer der neu erworbenen Kleider zu Jo's Wohnung und wandert allein durch das brandende Straßengerüst. Die Nebenstrahlen der „Lanzenlinie“ sind erstaunlich feiner. Sie sieht ab und zu hinein. Das ist richtig. Ein paar Schritte weiter schimmernder Glanz, kostbare Seiden, Perlen, Spitzen. Hier Nacht, Finsternis, Einsamkeit. Das ist immer so...

Hier in der Nähe muß das Büro und die Wohnung von Doktor Müller sein. Hier, Sie tritt in einen großen, torhüttenartigen Eingang und sucht unter den vielen Schaltern das des Rechtsanwalts Doktor Müller. Zwei Treppen steigt sie mühsam empor. Oben ist die Türe schon geschlossen. Sie hat es sich denken können. Es ist ja auch lächerlich, daß sie heute Abend noch herkam. Das hat doch alles bis morgen Zeit! Aber die drängende Unruhe will nicht weichen. In den drei Tagen, die sie in Madame Bourrays Institut verbracht hat, ist sie noch gewachsen.

Ein alter Bürodienst kommt und schließt die Türe auf. Angela erkennt ihn. Sie hat ihn schon mehrere Male gesehen. Einmal hat er ihr in die Untersuchungsstube eine Entschuldigung seines Chefs gebracht. Und damals, als sie noch nicht in diese schreckliche Sache verwickelt gewesen ist, aber einen juristischen Rat bei Doktor Müller über den kleinen Nachlaß der verstorbenen Eltern brauchte, hat er sie ein paarmal an der Türe empfangen. Ob er sie kennen wird?

Der Alte sieht die elegante Dame bewundernd an. „Sie wollen wohl zu dem Herrn Doktor?“ fragt er. „Tut mir leid, er ist nicht da momentan. Seine Besprechungsstunden ist bereits geschlossen. Wenn Sie sich vielleicht morgen früh herbeiwagen wollen...“

„Ja, vielen Dank“, sagt Angela und sieht den alten Mann an. Sie steht im hellen Licht einer großen, weißen Flurkuppel. Der Alte sieht sie wieder bewundernd an. Aber kein Geringeres geht über sein Gesicht.

Angela nickt noch einmal und geht. Der Alte hat sie nicht erkannt. Die Maskerade beginnt zu wirken. Sie geht aus dem Haus heraus. Klopfenden Herzens steht sie auf der grell erleuchteten Fassade der „Tagespost“. Ein Richter blickt auf die Straße. Die Zeitungstische sind umlagert von Menschen, die die neueste Sensation wissen wollen. Angela geht am Aushang an einem Bild von Coranny vorbei. Sie beißt sich auf die Lippen, hält den Kopf sehr hoch und geht in den großen Kassenraum. Ihre Hände zittern, als sie am Schalter steht.

Meister sieht da. Sie kennt ihn ganz genau. Sie hat oft geschäftlich mit ihm zu tun gehabt. Er wohnt in der Nähe von Marthas Wohnung. Sie haben sich oft zufällig in der U-Bahn getroffen und gemeinsam den Weg zum Verlagsgebäude genommen.

Sie richtet eine beängstigte Frage über Abonnementspreise an ihn. Der junge Mann mit dem glatt geschickelten, dunklen Haar antwortet bestillos und sehr höflich, er sieht ihr verwundernd ins Gesicht. Hinter ihr leuchtet eine große, röhrende Birne. Das Licht verjüngt sich in dem Rot der Haare.

Da geht sie erlöst und erleichtert hinaus. Sie kauft eine Zeitung mit einer Artikelserie über das Leben Tonio Corannys. Sie setzt sich ins Café König, nahe ans Fenster und liest. Viele Blicke zu ihr herein. Sie gibt sie nicht zurück. Man beobachtet sie im Café. Aber man erkennt sie nicht.

Dann fährt sie heim. Zum erstenmal schläft sie tief und traumlos. So ist nicht da. Frau Müller hat ihr einen Kettel hingelegt, daß sie selbst bereisen müsse. Ihre kleine Nichte würde solange für sie sorgen. Angela atmet auf. Sie hat ein wenig Angst gehabt vor den forschenden Augen der Birne.

Dr. med. Margarete Quinndt wohnt in einem eigenen kleinen Haus in Frognau. Sie hat es sich nach eigenen Entwürfen bauen lassen. Es liegt etwas von der Straße zurück in einem kleinen Kiefern- und Föhrenpark. Es ist weiß, hat ein flaches Dach, einen großen Sonnenbalkon. Die Front ist felsig unregelmäßig und fremdartig. Fast erinnert das Haus an die weißen Häuser, die man in Algier sieht. Von der Türe aus zieht ein riesiges, schmales, buntes Fenster bis oben zum First. Dagegen sind die Fenster zu beiden Seiten schmal und klein. Nach der Seite und nach hinten aber nehmen sie fast die ganze Front ein.

Angela hat nie ein Verhältnis zu diesem Haus gewinnen können. Sie gibt zu, daß es praktisch, ganz modern und sehr hygienisch ist. Gewiß, man braucht ja nach vorn keine Fenster. Man lebt ja für sich. Hinten sind die Sonnenfenster. Da hält man sich auf, da strömt die Sonne herein. Vorn sind nur Wirtschaftszimmer und Küchenräume. Aber für sie hat das Haus mit dieser Aufteilung so etwas Fieses, Kaltes bekommen. Es sieht mit seinen kleinen Fensterlöchern nach vorn aus, als ließe es seine Augenlider schließlich über die Augen sinken, damit nur niemand hineinschauen. Als sage das Haus: Ich bin nicht für dich da. Nur für die Leute, die drinnen wohnen.

Die Türe ist offen. Frau Margarete Quinndt behandelt zweimal in der Woche leichte Fälle aus der Umgebung auch hier in ihrer Wohnung — muß sie daran denken, daß sie einmal zu Hannes gefahren hat, daß ihr Haus ganz anders sein sollte. Es sollte mit breiten leuchtenden Fenstern die Menschen anstrahlen und ganz altmodische Blumenkästen haben mit nickenden Fuchsen oder Geranien, mit Glycerin aus Haus oder blauer Klematis... Ihr Blick verdunkelt sich. Alles vorbei. Sie wird nicht in einem friedlichen Haus wohnen, sie wird eine andere Aufgabe haben, als romantischen Träumen nachzuhängen.

Die Assistentin von Frau Dr. Margarete Quinndt öffnet die Türe zum Untersuchungsstube. Die Assistentin wendet sich gerade in der Richtung die Hände.

„Nehmen Sie Platz“, ruft sie von da aus. „Ich komme gleich...“

Angela steht durch das fast kahle und sehr sachliche Zimmer mit der schwarzbelegenen Wachsstocktafel, dem Untersuchungsstuhl, den weißen Schränken mit blinkenden kleinen Mikroskopapparaten. Sie sitzt in einem Stahlfessel und wartet.

Margarete Quinndt setzt sich ihr gegenüber. Sie ist sehr groß und schlank, trägt das graue Haar ganz kurz geschneitten und hat ein energisches und sehr festgesetztes Gesicht.

„Bitte!“ sagt sie mit leiser Ungeduld in der Stimme und sieht ihr Gegenüber lächlich an.

„Erkennt du mich nicht?“ Angela fragt es leise. Sie sitzt sehr gerade und sieht die Frau zwingend an. Die sieht schärfer zu.

„Nein“, sagt sie nach kurzem Kopfschütteln. „Oder“ — sie muvriert unentwunden das Gesicht — „Nein, das ist doch nicht möglich...“ Sie schweigt verwirrt.

„Denke dir das Haar weg und das Gesicht etwas verändert. Und wenn die Kleidung anders wäre?“

„Angela!“ ruft Margarete Quinndt entrückt und fast erschrocken. „Mein Gott! Was ist denn das für eine Maskerade! Wenn ich deine Stimme nicht gehört hätte, würde ich dich tatsächlich nicht erkannt haben.“ Es ist tiefe Enttäuschung in ihrer Stimme.

„Ja, ich verstehe natürlich dein Entsetzen. Aber ich muß dir alles erklären. Du kennst ja meinen Prozeß. Du weißt aber nicht, daß ich durch die Sache mit Coranny in einer Weise bekannt geworden bin, die für mich unerträglich ist. Corannys internationale Bedeutung hat es mit sich gebracht, daß mein Prozeß ein Weltprozeß wurde. Man kennt mein Bild aus Hunderttausenden von Abbildungen. Ich immer und immer wieder in der Presse der ganzen Welt erschienen sind. Es gibt Zeichnungen von mir, Bilder, kurz — in Angelas Stimme klingt tiefe Bitterkeit mit — „ich kam mir vor wie eine Jahresmarktfigur, die sich jeder ansehen kann...“

„Du hättest eine Zeitung fortgehen sollen“, sagt die ruhige Stimme der Assistentin.

„Das wäre auch meine Absicht gewesen, wenn ich glatt freigesprochen wäre. Dann würde überhaupt alles leichter für mich gewesen sein. Aber, so mußte ich ein Mittel suchen, um mich vor der Welt zu verbergen...“

Es ist eine Weile sehr still im Raum. Margarete Quinndt hat die starken Brauen unwillig gefurcht. Sie hat die Verlobung ihres Sohnes mit Angela mit leichtem Achselzucken hingenommen. Es lag nicht in ihrer Art, ihrem erwachsenen Sohn Vorschriften zu machen. Jeder von dem beiden lebte sein eigenes Leben, in das er keine Einmischung wünschte.

Angela hat zu der großen Frau nie ein besonderes Verhältnis gehabt. Die Kühle und Fremdheit, die diese Frau ausstrahlt, hat sie zuerst schmerzhaft empfunden. Sie hat auch niemals Mutter zu ihr sagen können. Wahrscheinlich hätte Frau Margarete, die ganz in ihrer medizinischen Tätigkeit, in der sie übrigens hervorragend tüchtig war, aufging, sich eine Sentimentalität auch gar nicht gewünscht. Am Sonntag aber waren Hannes und sie bei ihr eingeladen, vorher mußte Klarheit sein.

„Ich kann verstehen, daß dich das alles nicht sehr sympathisch berührt“, sagt Angela. „Aber es gab keine Wahl für mich. Ich brauche meine ganze Kraft, da ich den Prozeß noch einmal aufnehmen werde...“

„Hannes erzählte es mir. Das ist doch nicht dein Ernst, Angela!“

„Doch vollständig.“

„Hannes ist sehr dagegen. Er wird es nicht zugeben!“ Angela hebt den Kopf und sieht die Frau ruhig an.

„Ich kann darauf keine Rücksicht nehmen. Ich muß tun, was ich empfinde: mich völlig reinwaschen vor der Welt.“

„Ich dachte nicht, daß es dir so sehr um das Gerede der Leute geht, Angela“, sagt die Assistentin mit leichter Ironie. „Schließlich kommt es darauf an, was dein künftiger Gatte für recht hält, nicht wahr?“ Sehr kalt ist die Stimme, Angela fröhelt.

„In diesem Falle nicht mehr. Ich möchte meine Verlobung lösen.“

Margarete Quinndt wird blaß. „Das ist nicht dein Ernst, Angela!“

„Doch, deshalb kam ich her. Du meinst, es gäbe Wichtigeres, als das Gerede in der Welt, ich sei doch Corannys Mörderin, zum Verstummen zu bringen? Nein. Für mich gibt es nur noch das. Das hat mit Empfindlichkeit nichts zu tun. Ich muß wieder sein, was ich war, sonst ist das Leben unerträglich für mich...“

Tief atmet sie sich Angela zurück.

Margarete Quinndts Hände gleiten unruhig auf dem Schreibtisch herum. Sie hat Angela für ein nettes, frisches und durchsichtiges Mädel gehalten. Jetzt sieht sie, daß da ein reifer und gereifter Mensch sitzt, der einen unlagbar schweren Kampf von neuem aufnehmen will, der Energie, Charakter und große Festigkeit besitzt. Köstlich scheint es ihr, als sei die kleine Frau da doch ein viel wertvollere Mensch, als sie je gedacht hat.

„Die Sache mit Hannes wirst du dir sicher noch überlegen“, sagt sie wärmer und sogar einen Ton herzlicher. „Ist denn etwas vorgefallen? Ich denke, Hannes hat in der schweren Zeit doch sehr nett zu dir gehalten.“

„Ja, er hat aufmunternde Briefe geschrieben und hätte mich beinahe sogar geheiratet. Nur verstanden er und ich nicht. Und deshalb ist es besser, wenn wir uns trennen...“

„Und weshalb kommst du zu mir? Hättest du das alles nicht Hannes selbst sagen können?“

„Ich werde es ihm schreiben. Aber ich möchte dich bitten, mich darin zu unterstützen.“

„Ein eigenartiger Vorschlag. Findest du das nicht selbst?“

„Nein. Du standest doch unserer Ehe sowieso mit ziemlicher Skepsis gegenüber. Nur die Tatsache, daß Hannes damals so energisch auf unserer Verlobung bestand, und du dein ganzes Leben darauf verwandt hattest, Hannes zur Verantwortung und Selbstständigkeit zu erziehen, hinderte dich doch daran, nein zu sagen, nicht wahr?“

Die großen, braunen Augen ruhen zwingend auf dem Gesicht der Assistentin. Zum erstenmal befindet sich Margarete Quinndt in Verlegenheit. Die Kleine hat recht. Aber auf einmal empfindet sie es doch als Fehler, daß sie sich so wenig um die jungen Leute gekümmert hat...

„Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir dabei helfen würdest“, sagt Angela ruhig. „Du mußt verstehen, ich brauche alle meine Kraft jetzt. Ich möchte nicht, daß Hannes kommt und mir Szenen macht, daß er mir die Sache wieder ausredet.“

„Es scheint dir sehr leicht zu werden, meinen Jungen aufzugeben“, sagt Margarete mit leichter Bitterkeit. „Es ist jetzt doch tiefe, mütterliche Verlegenheit in deiner Stimme. Angela hört das und sieht die Assistentin an.

„Verzeih mich doch recht! Ich muß so handeln! Hannes wird mich schnell vergessen, wenn er eine andere findet, die lustig mit ihm ist, die lacht und ihn darin so ganz versteht, wie ich das früher getan habe. Wenn du ihm noch sagst, daß ich doch keine Frau für ihn gewesen wäre, daß ich immer das Brandmal dieses schrecklichen Prozesses mit mir herumtrage, daß der Sohn der Chemischen Werke Quinndt und Co., der nach Onkel Willys Abreiten einmal ein großer Mann in der Industrie sein wird, gewisse gesellschaftliche Verpflichtungen hat, wird er vielleicht die ganze Sache gar nicht mehr schwer nehmen...“

„Das ist geschmacklos, Angela.“

„Nein, nicht doch. Wozu denn? Es ist so.“

„Hannes hat keine gesellschaftlichen Verpflichtungen. So wie ich aus Neigung nach dem Tode meines Mannes wieder meinen Beruf aufgenommen habe, so kann auch Hannes ganz frei entscheiden.“

Ein Augenblick ist es ganz still im Zimmer. Mit einer gewissen schmerzlichen Mühsamkeit empfindet Angela, daß sich das Wesen der Frau plötzlich gewandelt hat. Daß sie ihr plötzlich herzlicher, wärmer entgegenkommt. Sie sieht Hannes' Bild auf dem Schreibtisch und spürt einen schmerzhaften Leiden. Tut sie recht daran? Soll sie nicht alles vergessen? Aber dann kommt die Erinnerung wieder an die schrecklichen Wochen, die sie so verändert haben. Sie hört Hannes' helles, unbekümmertes Lachen, das so schmerzhaft wehe tut...

Sie reißt der Frau die Hand über den Schreibtisch herüber.

„Ich danke dir“, sagt sie bewegt. „Verzeih, du meinst es gut. Aber ich muß so handeln. Sage Hannes, was du willst! Wenn du mir nicht helfen kannst, so lasse es. Und nun will ich gehen. Wir wollen doch in rechtem Frieden scheiden, nicht wahr?“ Sie blickt die Frau beschuldend an. In den kalten Jügen der Assistentin zuckt und arbeitet es. Dann reißt sie ihr mit festem Druck die Hand.

„Ich sehe, ich kann dich nicht halten, Angela. Du mußt wohl tun, was du für recht hältst. Und jeder Mensch hat seine eigenen Gesetze.“ Sie umspannt die Hand sehr fest. „So wünsche ich dir denn alles Gute, wenn du wirklich fort von uns willst.“

(Fortsetzung folgt.)